

Erinnerungen an die Zeit im Lager Podasch/Niederschlesien

Niederschrift des Berichtes von Frau Dr. Erna Subklew, aus F.
über ihre Zeit beim Reichsarbeitsdienst
(gesprochen auf Tonband im Oktober 2013)

Im Jahre 1940 kehrte meine Familie aus der Türkei zurück. Ich bin dann in meine alte Schule zurückgegangen, in der ich zwei Jahre zuvor schon ein Schuljahr absolviert hatte und meldete mich zurück. Man sagte mir, dass die Klasse, in der ich gewesen bin, das Kriegsabitur bekommen habe und nur zwei Schülerinnen seien übrig geblieben, die im September die Prüfungen ablegen würden. Daraufhin habe ich im September 1940 mein Abitur gemacht und mich dann bemüht, Pädagogik studieren zu können. Mir wurde gesagt, dass ich ein Studium erst beginnen könne, wenn ich zuvor den Reichsarbeitsdienst absolviert hätte.

Ich versuchte also herauszubekommen, wo ich mich zu melden hätte und tatsächlich wurde ich dann gemustert und zum Oktober zum Arbeitsdienst einberufen. Als der Oktober dann da war, stellte sich heraus, dass das Lager, in das ich kommen sollte, noch nicht fertig war. In ein bis zwei Wochen sollten wir einen neuen Termin bekommen. Dies war dann für ca. Ende Oktober vorgesehen und Anfang November waren wir schließlich im Arbeitsdienstlager angekommen. Es lag in Podasch, Kreis Militsch, Niederschlesien.

Das Lager

Wir waren mehrere Kameradschaften, d.h. es gab Räume für jeweils etwa 12 Maiden – so wurden wir genannt. In der Mitte eines Raumes stand ein eiserner Ofen, mit dem geheizt wurde, ringsherum sechs Stockbetten, also zwei Betten übereinander. Zwischen den Betten standen Spinde, also unsere Kleiderschränke. Für die Oberliegende war das sehr schön, denn sie konnte den Spind gleichzeitig als Nachttisch benutzen. Geheizt wurde erst am Nachmittag. Das andere Leben spielte sich in einer sog. Wohnbaracke ab, dort war der Speisesaal und andere Räume, in denen gewerkelt wurde, die Küche usw. Es gab noch eine dritte Baracke, in der die drei Führerinnen wohnten. Außerdem befand sich dort das Büro.

Jeden Morgen um 6.30 Uhr wurden wir geweckt und sollten dann gleich Frühsport machen. Aber das geschah nur etwa zwei Wochen lang, denn dann war es in dem Ort ziemlich kalt geworden und so hatten auch unsere Maiden-Führerinnen gar keine Lust hinaus zum Frühsport zu gehen, sodass er entfiel. Nur einmal in der Woche mussten wir unsere Decken nehmen und es fand anstelle des Frühsports großes Deckenschütteln statt, damit der Staub, der sich in der Woche angesammelt hatte, ausgeschlagen wurde. Nach dem Frühsport und dem Waschen, je nachdem wie genau man war, gab es Frühstück und um 8.00 Uhr marschierten dann die Maiden zu den einzelnen Bauern, bei denen sie untergebracht waren. Es war für die Bauern etwas Neues, wie auch für die Maiden. Sie mussten sich erst einmal darauf einstellen, denn in dem Dorf waren vorher niemals Arbeitsdienstmaiden gewesen. Das Lager hatte auch einen hohen Zaun, denn es sollte ja niemand hinausgehen.

Wer es aber versucht hat und draußen einen Freund fand, der schaffte es doch irgendwie. Allerdings durfte man sich nicht erwischen lassen, denn es wurde mit einer Strafe geahndet, vor der man sich aber nicht fürchten musste.

Die Arbeit

Für die Arbeit bei den Bauern wurde uns Arbeitskleidung gestellt, die aus Hosen, Gummistiefeln und Pullovern bestand. Dann bekamen wir auch ein Maidenkleid, das blau war und im Rücken gebunden wurde. Jede Maid sollte sechs Wochen bei einem Bauern bleiben. Die Gegend war ziemlich arm, es gab viele Karpfenteiche, wo Fischzucht betrieben wurde, die anderen Bauern hatten ein paar Hektar Land, die sie bewirtschafteten. Dazu betrieben sie Spann- und Transportdienste oder sie arbeiteten bei den Seen, die dem Grafen Maltzan gehörten.

Für mich war die Arbeit beim Bauern ganz neu, denn ich hatte nie zuvor einen Bauern gesehen. Mein Bauer hatte fünf bis sechs Hektar Land sowie einige Pferde. Ein Schwiegersohn war bei der Wehrmacht und half immer wieder auch auf dem Hof, obwohl er eigentlich Förster war. Der Bauer hatte mich als Arbeitskraft bekommen und später dann einen Polen. Bald stellte er fest, dass mit mir nicht viel zu machen war, also half ich mit beim Buttern und beim Saubermachen. Jedenfalls war ich nie im Stall, wo es neben Rindern auch Schweine gab. Die Gegend war nicht sehr entwickelt, denn das Dorf hatte erst ein oder zwei Jahre zuvor elektrisches Licht bekommen.

Gleich an meinem ersten Tag im Lager fiel mir die schwere Barackentür gegen das Bein und verursachte an der Achillessehne eine Wunde. Diese Wunde heilte schlecht, was auch daran gelegen haben könnte, dass wir ja Gummistiefel trugen, die an der Achillessehne ständig rieben. Da die Wunde nach sechs Wochen Arbeit beim Bauern noch immer nicht verheilt war, ordnete der für das Lager zuständig und aus einem benachbarten Dorf kam an, dass ich im Lager bleiben musste und nur Halbschuhe tragen durfte. Zu dieser Zeit lag sehr viel Schnee auf den Straßen. Zu dieser Zeit kam ich also ins Büro und machte allerlei Büroarbeiten, was mir auch schwerfiel, weil ich auch zuvor nie in einem Büro gearbeitet hatte und mir auch niemand richtig Bescheid sagte. Ich habe es durch learning by doing gelernt.

Weihnachten bekamen wir Urlaub, d.h. diejenigen, die in einer Entfernung bis ca. 100 km (?) wohnten, durften nachhause fahren, die anderen, so wie ich, mussten bleiben.

Die Führerinnen

Von den drei Führerinnen war eine für die Küche zuständig, wo auch eine oder zwei Maiden das Essen zurechtmachten, Frühstück und Abendbrot. Mittags aß man bei den Bauern. Sonntags wurde nicht hinausgegangen, sondern wir blieben im Lager. An Samstagen gab es, glaube ich, Belehrungen, Basteln usw. Die Führerinnen waren nicht sehr streng und mir ist kein besprochenes Thema in Erinnerung geblieben. Einmal bastelten wir einen Adventskranz.

Ich habe darüber nachgedacht, ob wir auch in politischer Bildung unterrichtet wurden, aber ich kann mich absolut an nichts erinnern. Allerdings waren unsere

Führerinnen auch nicht sehr streng nationalsozialistisch eingestellt. Ich vermute, dass die für die Verwaltung zuständige Führerin vorher in einem Büro gearbeitet hat.

Es war eigenartig, dass einige Mädchen vorher Lehrerin gewesen waren, vor ihrem Studium aber keinen Arbeitsdienst geleistet hatten. Sie waren nach Abschluss ihrer Ausbildung nochmals eingezogen worden.

Die Gemeinschaft

Die damals im Lager in Podasch anwesenden Mädchen haben sich sehr gut verstanden, es bildeten sich Untergruppen, die auch mal zusammen etwas unternahmen. Ich glaube nicht, dass es viel Heimweh und Sehnsucht nach zuhause gab. Nun waren ja alle auch schon etwas älter, ich schätze so 17 – 18 Jahre alt. Zu Fasching ging die ganze Lagerbelegschaft in das Dorf zur dortigen Veranstaltung und man durfte auch mit tanzen. Die Lichtaus-Regelung 22.00 Uhr war da auch aufgehoben. Normalerweise war es so, dass die Aufsicht habende Führerin durch die Baracken ging und das Licht ausknipste und auch Gute Nacht sagte. Inzwischen hatten wir uns aber aus Decken Vorhänge gemacht. Wenn man länger aufbleiben wollte, hing man diese Decken vor die Fenster und hoffte, dass es nicht gesehen wurde. Jedenfalls ist nie jemand gekommen, der schimpfte oder auf die Nachtruhe hinwies.

Ein- oder zweimal sind einige Mädchen durch den Zaun hindurchgekrochen und trafen sich mit Burschen aus dem Dorf. Sie bekamen dann eine kleine Strafe. Wir bekamen pro Tag einen bestimmten Betrag, wie viel weiß ich nicht mehr genau. Es könnte sein, dass wir alle 10 Tage ca. 10 Mark bekamen. Da man in diesem Dorf sowieso nichts ausgeben konnte und es im Krieg ohnehin keine Waren gab außer auf Karten, ist vermutlich jede mit ihrem Geld zurechtgekommen.

Wir fanden es z. B. auch wunderbar, dass wir zur Arbeit an gewöhnlichen Tagen Hosen und Gummistiefel tragen durften. Wir bemühten uns, die Gummistiefel mit Schuhcreme auf Hochglanz zu bringen und fühlten uns sehr gut angezogen. Vielleicht war das Lager auch deshalb so unkompliziert, weil das Lager so unkompliziert war. Die Entfernung nach Heinrichsdorf betrug 6 km, nach Militsch 10 km und es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel außer der Kleinbahn nach Militsch. Aber wie sollte man da hinkommen, selbst wenn man frei hatte. Sonst hatte man in der Freizeit nicht viel zu tun, wurde aber manchmal von den Bauern eingeladen, mal zu Kuchen, mal zu Schlagsahne. Kuchen gab es im Lager auch, weshalb man dafür nicht hinausgehen musste. Man machte es sich eben so schön wie möglich, veranstaltete z. B. auch Vorlesestunden und es war uns ganz und gar nicht langweilig.

Kirchgang

Podasch und die ganze Gegend um den Kreis Militsch war rein evangelisch. Der Ort hatte keine Kirche, die nächste evangelische Kirche war im Nachbarort Heinrichsdorf. Für die Evangelischen war das ohnehin nicht problematisch, den Katholiken war es freigestellt, in die Kirche zu gehen. Dazu mussten sie aber nach Militsch fahren, wohin es nur eine Kleinbahn gab, die nicht sehr häufig fuhr, sodass es doch viel

Mühe kostete, das durchzuhalten. Vonseiten der Lagerleitung gab es keine Einschränkungen. Ich kannte einige Mädchen, die nach Militsch zum Gottesdienst fuhren, aber das geschah nicht sehr oft, weil es so umständlich war, obwohl es in diesem Lager kein Verbot gab.

Ende März 1941 sollten wir entlassen werden. Weil die Lehrerinnen und auch die schon für ein Studium eingeschriebenen Mädchen spätestens Anfang April zuhause mussten, bekamen diese schon am 15. März die Genehmigung, ihre Arbeitsdienstzeit zu beenden und nachhause zu fahren. Die anderen wurden erst zur offiziellen Zeit entlassen.

In meiner Erinnerung gab es absolut nichts Besonderes und ich kann nicht sagen, dass ich die RAD-Zeit streng oder politisch empfunden habe. Wir Mädchen blieben auch untereinander noch einige Zeit schriftlich in Verbindung. Es kann zwar sein, dass ich einen Teil verdrängt habe, aber man kann ja nicht alles verdrängen.

Donauwörth, 28.10.2013

D.B.